

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 26.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hüden, Pläten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Schleier der Wittwe.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Weber der Kaiser noch der Marschall hatten sich geirrt. Sie kannten die Menschen.

Hubert war kaum zweihundert Schritte weit gekommen, als er den Befehl und das Verbot des Kaisers vergessen hatte.

Die Oesterreicher hatten Aspern wieder genommen und ihre Kanonen bestrichen die etwas weiter unten befindlichen Rückzugsbrücken. Schon erreichten Tirailleurs und die Artillerie diese Brücken und versuchten sich da zu halten. Eine österreichische Brigade zerstreute einige Nachzügler von der Division Boudet, die nicht wieder hatten über den Fluß gehen können.

Hubert sah dies Alles, durchschauete die Gefahr, jagte den Flüchtigen entgegen und hielt dann plötzlich sein mit Schaum bedecktes Pferd an.

„Unglückselige!“ rief er ihnen zu; „Ihr weicht zurück! Auf gegen den Feind! Der Kaiser sendet mich, um Euch sagen zu lassen, daß die Schlacht gewonnen ist.“

Die Meisten blieben stehen und stellten sich instinctmäßig wieder in Reih' und Glied; die Uebrigen zögerten; Hubert zog seinen Degen und rief:

„Der Erste, der vom Platze weicht, ist ein Mann des Todes!“

Alle stellten sich wieder, nur Einer lief noch immer der Donau zu und man konnte sehen, wie einige öster-

reichische Soldaten ihn gefangen nahmen. Es war Nicole.

Unterdessen hatte sich Hubert an die Spitze dieses Bataillons von Flüchtlingen gestellt, die in Helden umgewandelt waren, führte sie gegen die Brücke und ließ mit dem Bajonnet die Angriffe der sie verfolgenden Cavalerie zurückweisen. Durch eine Schwenkung wurden die wenigen Oesterreicher, welche Nicole gefangen genommen hatten, eingeschlossen und selbst gefangen genommen. Man schickte sie, Nicole unter ihnen, in das Hauptquartier.

Unser Adjutant trieb seinen Ungehorsam bis zum Aeußersten. Seine dreihundert Mann, durch sein Beispiel begeistert, schlugen die Angriffe von Tausenden zurück. Vergebens wurden einige Kanonen gegen sie gerichtet, vergebens neckte sie die Cavalerie, vergebens griff sie die Infanterie an.

Zum Glück für Hubert war die Ordre, welche er an Massena zu bringen vergessen hatte, diesem durch einen andern Adjutanten zugekommen. Massena nahm seine Position wieder ein und erwarb sich den Titel: „Fürst von Eslingen,“ den er noch denselben Abend auf dem Schlachtfelde erhielt.

Auf dem Schlachtfelde führte man mit Gewalt auch einen verlegenen, zitternden jungen Mann, von Gefangenen umgeben, mit verbundenem Kopfe, den Arm im Bunde, bis zu dem Pferde des Kaisers.

Der Kaiser wußte schon alles.

„Herr Böswilliger, Sie haben das Kreuz und

sind Capitain," sagte er streng. Dann riß er sein Pferd herum und jagte weiter.

Eben kam, zwischen vier Fusiliere, ein Franzose vorüber, der zugleich mit Feinden, ein Gefangener der gefangenen Oesterreicher, angekommen war und erschossen werden sollte. Hubert erkannte ihn, bat um die Begnadigung desselben und erhielt sie. Der Soldat wurde bloß von seinem Corps verstoßen und kehrte mit Schmach nach Frankreich zurück. Es war Nicole.

Hubert, oder vielmehr der junge Böswillige, wie ihn Napoleon fortwährend nannte, hielt in der Folge alle Versprechungen, die seine plötzliche Tapferkeit in der ersten Schlacht gegeben hatte. Drei oder vier Jahre darauf war Hubert Brigade-General. Der Kaiser war sein Gott, der Ruhm sein höchstes Gut und einziges Ziel und er hatte Margarethen, so wie seinen doppelten Schwur vollkommen vergessen.

Endlich kam das Jahr 1814.

Die Verbündeten waren hinter Marmont und Mortier, die noch immer Paris vertheidigen zu können hofften, über die Marne gegangen. Der Kaiser gab Doulevant und Saint Dizier auf und rückte militairisch bis Billeneuve; hier aber stieg er in den Wagen und jagte nach Fontainebleau.

Einige Offiziere in seinem Gefolge schlugen, um bei den Posten sicherer Pferde zu finden, die parallel laufende Straße ein, die nach Melun führt. Einer von ihnen kam bei der Post zu Balence an; es war ein General. Man spannte seine Pferde ab und er verlangte andere. Man antwortete ihm, es fehle zwar nicht an Pferden, aber es sei kein einziger Postillon da, der ihn fahren könnte; der, welcher ihn nach Balence gebracht, war so erschöpft, daß er nicht weiter konnte, da er vier Stationen weit geritten. Der General gerieth in Zorn und steckte den Kopf aus dem Wagen heraus.

„Wie!" rief er mit einem Fluche; „es ist kein Mann hier, der nach Paris fahren kann, während man Paris belagert?"

— „Kein einziger, Herr General," antwortete zitternd einer der Stallknechte; „die Schuld liegt nicht an uns. Es sind heute bereits wenigstens zehn Senatoren durchgekommen, die sich eilig auf ihre Güter begeben. In einer kleinen Stunde etwa wird ein Postillon zurückkommen."

„Eine Stunde! In dieser Stunde kann man Paris in Brand stecken."

— „Herr General, Nicole wäre wohl da, ein lei-

denchaftlicher Postillon, der Sie sehr rasch fahren würde, aber er ist der Sohn des Herrn und befindet sich eben in dem Zimmer und unterzeichnet seinen Heirathscontract."

„Seinen Heirathscontract!" rief der General aufgebracht.

Schon war er, ohne den Namen Nicole gehört zu haben, aus seinem Wagen herausgesprungen und ging mit großen Schritten über den Hof nach dem Zimmer im Hause, das man ihm wies. Mit einem Fußtritte stieß er die Thüre auf, dann trat er ein.

Die Erscheinung des Generals war für alle Anwesende ein Blickstrahl, besonders für die Braut, die halbtodt vor Schrecken auf eine Bank sank.

Der General war Hubert und die Braut Margarethe.

„Wie!" rief er, ohne sie anzusehen, aber mit einem schrecklichen Blicke auf die Versammlung; „wie! Ihr seid in Festkleidern, während Euere Brüder vor den Mauern von Paris ihr Blut vergießen? Fort mit Euch! Schärft Euere Pflugscharen und braucht sie als Waffe! Fort! Fort!"

Und die ganze Familie zog sich vor Schaam und Reue still zurück. Nur das Brautpaar nebst dem Notar und dem Postmeister blieb in dem Zimmer.

„Und Du," fuhr der General noch heftiger gegen den Postillon fort, ohne ihn zu erkennen, „Du heirathest an diesem Tage, da Du lieber auf dem Sattel sterben solltest?"

Bei diesen Worten griff Hubert nach dem Heirathscontracte und zerriß ihn in tausend Stücke.

Die drei Männer protestirten, aber der General wies dem Bräutigam mit einer gebieterischen Geberde die Thüre und setzte hinzu:

„In den Sattel! Der Kaiser wartet."

Bei diesem Namen mußte gehorcht werden und der Postillon ging hinaus ohne ein Wort zu sagen.

Der Postmeister glaubte eine Entschuldigung wagen zu können.

— „Herr General," sagte er, „diese Heirath war sehr wichtig. Eine Verzögerung konnte sie unmöglich machen und da sie die Zukunft meines Hauses sichert."

„Sie können sich," unterbrach ihn der eifrige Soldat, der schon auf der Schwelle der Thüre stand, „verheirathen, nachdem die Feinde von dem Boden Frankreichs vertrieben sind."

— „Niemals!" rief das junge Mädchen. „Hubert!" setzte sie hinzu, indem sie vor dem Generale nie-

dersank und die Hände faltete, „Hubert, haben Sie denn Margarethen ganz vergessen? Hubert, ich bin die Margarethe, die Sie sonst liebten, Margarethe, die Sie verbarg, als Sie nicht in den Krieg ziehen wollten. Mein Vater ist gestorben, Hubert, ich bin eine Waise, wie Sie es waren, und man benutzte dies, um mich gegen meinen Willen zu verheirathen. Ich habe keine andere Stütze, keinen andern Beschützer als Sie, ich mag keinen Andern zum Manne.“

Der Postmeister, kein anderer als Turgon, der Dheim Margarethens, der ihr Vormund geworden war und dessen eigennützige Absichten auf das Erbe seiner Mündel so plötzlich durchkreuzt wurden, stand ganz verblüfft da, theils vor Wuth, theils vor Furcht und wartete wie das Mädchen in ängstlicher Spannung auf die Antwort des ehemaligen Böswilligen.

Dieser zögerte, obgleich die plötzlich in ihm geweckte Erinnerung nicht das vorherrschende Gefühl war.

Er hatte das Mädchen aufgehoben, aber seine Blicke wendeten sich noch immer nach außen.

„Ja,“ sagte er, .. Margarethe.. ich erinnere mich .. aber morgen.. morgen.. später.. sobald Paris gerettet ist.. sobald Frankreich..“

— „Es ist angespannt!“ rief eine Stimme im Hofe.

„Lebt wohl!“ rief Hubert eilig.

Aber Margarethe vertrat ihm mit ausgebreiteten Armen die Thüre und sprach:

— „Hubert, ich lasse Sie nicht hinaus.. Ich habe schon zu viel gesagt.. Ich bin verloren, wenn Sie sich entfernen.. Bleiben Sie nur einen Augenblick.. um einen neuen Contract zu unterzeichnen.“

„Nachdem ich den ersten zerrissen? Heute ist es unmöglich.. Treten Sie bei Seite, liebes Kind.. Heute kann ich nicht.“

Und er faßte schon mit riesiger Faust den Arm der erschrockenen Margarethe, um sie bei Seite zu ziehen, als seine Adjutanten erschienen und ihn zurückhielten. Es zeigte sich Lärm und Verwirrung auf der Straße.

— „Alles ist vorüber, General. Wir haben Courriere gesprochen; Paris hat capitulirt; der Kaiser zieht sich allein von Essonne nach Fontainebleau zurück.“

„Wehe!“ rief Hubert, bleich vor Wuth und Verzweiflung. „Feige Verräther! Aber vorwärts, Ihr Herren! Die Armee muß ihren Kaiser rächen.“

— „Herr General, beruhigen Sie sich, bedenken Sie..“

„Nichts!.. ich höre nichts. Vorwärts! Vorwärts!“

Und mit dem Säbel in der Hand stürzte er wie ein Unsinniger hinaus. Margarethe aber, die sich gesammelt hatte, hielt ihn ruhig an der Hand zurück mit einer Autorität, der er nicht zu widerstehen vermochte. Alle blickten verwundert das Mädchen an, das allein den Löwen hielt. Sie sprach kein Wort und doch stand der General unbeweglich da und starrte sie wie versteinert an.

Während der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung hatte sie ihren Brautschleier abgenommen und statt desselben einen langen schwarzen Schleier übergehängt, der vor ihrem Gesichte herunter bis auf das weiße Brautkleid fiel. Es war der Schleier der Wittwe.

Jetzt endlich verstand Hubert Alles und erinnerte sich an Alles; der Degen entsank seiner Hand, er breitete die Arme aus gegen Margarethen, die ihm weinend an die Brust sank. —

Einige Jahre später wohnte in dem hübschen Dorfe Balence eine achtungswerthe Familie, ein noch junger Soldat nämlich, der sich mit dem Generalsrange zurückgezogen hatte, mit seiner hübschen Frau und zwei Knaben von fünf und sechs Jahren. Die Mutter predigte ihren Söhnen die Liebe für die unschuldigen Tugenden, für die Arbeit und den Frieden, der Vater aber stellte sich mit den Knaben regelmäßig an das Fenster, wann der Tambour des Dorfes wirbelnd vorbeiging.

Die Mutter lächelte dazu.

Estève.

Novelle von Mad. Charles Reybaud.

(Zweite Abtheilung.)

I.

Estève wurde in seinem Kloster mit einem fast immer schweigsamen alten Mönche näher bekannt, welcher Bruder Timotheus hieß und endlich einmal die Frage an ihn richtete: „Warum bist Du hier, mein Sohn? Brachtest Du freiwillig dieses gewaltige Opfer?“

Estève erzählte kurz das Gelübde seiner Mutter und schilderte ihm sein ganzes Leben bis zu dem Eintritt in das Kloster. Der alte Mönch hörte ihn aufmerksam an und sagte sodann seufzend:

„Als ich mich von der Welt trennte, mein Sohn, nahm ich lebendigere Erinnerungen an sie mit mir; ich ließ in ihr Gegenstände der Liebe und des Hasses zurück. Empfindest Du keine Sehnsucht?“

— „Ich denke,“ antwortete Estève, „häufig an meine arme Mutter, die von schrecklichem Unglücke heimgesucht wird. Sie hatte Gott einen ihrer Söhne geweiht und den andern hat ihr Gott genommen. Mein Bruder, der Graf Armand von Blanquefort, ist im vorigen Jahre gestorben und mein Vater überträgt seinen Namen und sein Vermögen an einen Verwandten, den er zu sich gerufen hat.“

„Du bist also todt für Deine Familie?“

— „Für meine Familie, wie für die übrige Welt,“ antwortete Estève traurig. „Von einer Schwester meiner Mutter in Paris, von Madame Godefroi, erhalte ich jährlich ein oder zwei Mal Nachricht; sie schickt mir kleine Geschenke, aber selbst kommt sie nicht mehr, seit ich völlig in den Orden eingetreten bin.“

„Ja, man vergift uns, als wären wir wirklich aus der Reihe der Lebendigen geschieden,“ sprach der alte Mönch, der seine Stirn auf die dürre Hand stützte. „Erinnert sich wohl in der Welt noch Jemand an den Grafen von Baiville?“

Es folgte auf diese Worte ein trauriges Schweigen und Estève begab sich darauf in die Zelle des Paters Bruno, der im Sterben lag. Er kniete vor dem Bette dieses seines väterlichen Freundes nieder, ergriff die Hand desselben und benetzte sie mit Thränen. Der Sterbende erkannte seinen Liebling, richtete sich noch einmal auf und sprach mit gebrochener Stimme:

„Estève, gehe nicht über die Gelübde hinaus, die Du bereits abgelegt hast. Was man auch thun möge, laß Dich nicht zum Priester weihen.“

Estève versprach, diese Worte nicht zu vergessen; Bruno wollte weiter sprechen. Aber eben trat der Prior nebst zwei Andern ein und begann die Sterbgebete. Gegen Morgen starb der Pater Bruno.

Von dieser Zeit an schloß sich Estève mehr und mehr an Timotheus an, obgleich der Prior gegen denselben sehr eingenommen war. Deshalb konnten Beide nur Abends im Stillen zusammen kommen und ungestört über Alles sprechen. Der Pater Timotheus hatte früher in der großen Welt gelebt und schilderte seinem jungen Freunde die Stürme seiner ersten Jugend so wie die Umstände, die ihn in das Kloster getrieben hatten. Ehe er Profes gethan, hieß er Graf von Baiville; er hatte den Hof Ludwigs XV. und die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts gesehen, aber seine Leidenschaften waren für jene frivole verderbte Zeit zu heftig und zu wahr gewesen. Die Untreue einer Frau war das Unglück, das ihn der Welt entfremdete, und eine vorübergehende

fromme Stimmung führte ihn in das Kloster, in welchem sein Leben durch zu späte Reue sich allmählig aufrieb. Die Verzweiflung hatte in ihm endlich allen Glauben erstickt; er war bis zur äußersten Grenze der Gleichgiltigkeit und des Unglaubens gekommen und läugnete sogar die Unsterblichkeit der Seele, wie die Existenz Gottes; doch bemühte er sich nicht, das Licht des Glaubens in seinem jungen Freunde auszulöschen und sprach gegen denselben seine Ueberzeugung und Ansichten niemals bestimmt aus.

Estève empfand für den alten Mönch keineswegs die liebevolle Anhänglichkeit wie gegen den Pater Bruno, aber eine gewisse Sympathie zog ihn zu demselben hin. Es lag etwas in dem Herzen des Sohnes der Frau von Blanquefort, das sich auch in dem des Grafen von Baiville regte. Nach einiger Zeit fiel ihm endlich Rousseau's „Neue Heloise“ in die Hand und dieses Buch machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. In seinem Gemüthe ging allmählig eine gänzliche Umwandlung vor; er empfand Widerwillen gegen seine Pflichten und die Langeweile quälte ihn unablässig. Die Briefe, welche er von Zeit zu Zeit von dem Abbé Girou, seinem ehemaligen Lehrer, und von seiner Mutter erhielt, machten ihm mehr Schmerz als Freude. Oft sagte er zu dem Pater Timotheus: „ich fürchte mich vor mir selbst und erschrecke, alles widert mich an, die Einsamkeit in meiner Zelle, die Gesellschaft im Garten, im Refectorium, überall. Was soll aus mir werden?“

Auch die letzten Worte des Paters Bruno beschäftigten ihn oft und da er nicht recht wußte, wie er sie deuten sollte, fragte er den alten Timotheus, der so gleich antwortete: „ein Mönch kann von seinem Gelübde entbunden werden, ein Priester aber nicht; er bleibt gebunden auf ewig.“

Estève zuckte bei diesen Worten zusammen, als habe ein Blitz vor seinen Augen aufgeleuchtet.

„Ein Mönch kann also diese Kutte ablegen und wieder in die Welt zurücktreten?“ sagte er.

— „Allerdings und die Geschichte berichtet solche Beispiele; der König Don Ramiro von Aragonien z. B. wurde seines Gelübdes entbunden, nachdem er vierzig Jahre in dem Kloster verlebt hatte. Er verließ die Abtei um den Thron zu besteigen und vermählte sich mit Agnes von Aquitanien. Man hat ähnliche Beispiele selbst in unserm Jahrhunderte gehabt.“

Estève wurde von diesem Tage an noch unzufriedener mit sich selbst und seine Seelenpein erreichte den

höchsten Grad, als ihn einst der Prior zu sich beschied, um ihn, wenn auch nicht mit klaren Worten, aufzufordern, sich nun zum Priester weihen zu lassen. Estève hörte ihn an, ohne etwas zu antworten, und der Prior entließ ihn mit der Ermahnung, Alles reiflich zu überlegen. Zuletzt überreichte er ihm einen Brief und sagte, Jemand aus seiner Familie liege im Sterben und wünsche ihn noch einmal zu sehen.

Estève erbrach erbleichend den Brief und sprach leise vor sich hin: „welcher neue Schmerz für meine Mutter! In so kurzer Zeit zwei so schmerzliche Verluste! Erst ihr Sohn und dann ihre Schwester!“

„Mein Sohn,“ sprach der Prior, „es steht Dir frei, dem Wunsche der Sterbenden nachzukommen; ich gebe Dir die Erlaubniß, das Kloster auf zwei Tage zu verlassen. Siehe, wie Diejenigen sterben, welche nicht christlich gelebt haben, erbaue Deine Familie durch Deine Anwesenheit und rette vielleicht durch Deine Ermahnungen eine verlorene Seele.“

Am Abende desselben Tages kam Estève in Paris an. Die schnelle Reise, die Menschenmenge und das Geräusch in der großen Stadt versetzten ihn in Stauen und machten ihn fast schwindelig. Gleichsam maschinenmäßig ging er die prachtvolle Treppe in dem Hause seiner Tante hinauf. In dem Saale vor dem Zimmer der Madame Godefroi hörte er eine Stimme, deren Ton ihm nicht unbekannt war. Es war Andrette, die ganz verwundert vor dem jungen Mönche stehen blieb und ausrief:

„Herr Estève! Großer Gott, wie er sich verändert hat!“ Dann setzte sie hinzu; „Madame ist von Ihrer Ankunft benachrichtiget worden. Sie ist sehr schwach und man muß ihr einige Zeit lassen, damit sie sich wieder sammelt.“

Estève setzte sich schweigend nieder und schauderte vor dem Gedanken an das Sterbebette, an welchem er erscheinen sollte. Bald darauf kam Andrette zurück.

„Treten Sie ein,“ sagte sie, indem sie den doppelten seidnen Thürvorhang aufhob, der den Saal von dem Zimmer schied.

Estève nahm alle seine Kräfte zusammen und folgte, aber er sah nicht, was er erwartet hatte, und der Anblick, der sich ihm darbot, hatte nichts Schauerliches. Madame Godefroi lag auf einer Longue-Chaise und ihr bleiches Gesicht war nicht ohne Ausdruck. Spigen umhüllten die Stirn und Wangen; eine seidene Mantille, durch eine Bandschleife vorn zusammen gehalten, bedeckte ihre Achseln und ließ nur die noch immer schö-

nen marmorweißen Hände sehen. Das Zimmer war matt durch eine Alabasterlampe erleuchtet, aber die Spiegel und Vergoldungen reflectirten dieses milde Licht. Die Kranke war nicht allein in dem zierlichen geschmückten Zimmer; zwei junge Frauen, ihre Schwiegertöchter, pflegten sie und suchten sie zu unterhalten. Neben ihr blätterte ein alter Mann mit einem Kinde in einem Bilderbuche.

Bei dem Eintritte Estèves richtete Madame Godefroi langsam den Kopf empor und sprach mit schwacher Stimme:

„Du bist es, mein Sohn? Tritt näher, denn ich habe die Kraft nicht mehr, Dir entgegen zu gehen.“

Er trat zu ihr und küßte die Hand, die sie ihm reichte, dann winkte sie den beiden Frauen, sich zu entfernen und zog Estève näher an sich. Sebastian Godefroi war geisteschwach geworden und seine Gegenwart störte sie also nicht.

„Mein Sohn,“ sagte sie leise, „das Kloster ist, wie man sagt, für die, welche darin wohnen, entweder das Paradies oder die Hölle. Was ist es für Dich gewesen? Antworte mir ohne Scheu.“

— „Die Hölle,“ antwortete Estève.

„Ich habe es geahnt,“ sprach Madame Godefroi schmerzlich.

Diesen Worten folgte eine lange Pause, die Kranke ließ erschöpft das Haupt wieder auf die Kissen sinken und schien nachzudenken. Sie sah die Möglichkeit einer Veränderung in dem Leben Estèves ein, berechnete das Für und Wider und entschloß sich, ihm die Mittel zu gewähren, einst das Kloster zu verlassen, wenn es ihm wünschenswerth geworden, in die Welt einzutreten.

„Mein Kind,“ sprach sie endlich, „wir müssen lange mit einander sprechen. Du wirst diese Nacht bei mir wachen.“

— „Warum diese Nacht, da Sie der Ruhe so sehr bedürfen?“ antwortete Estève. „Ich werde bei Ihnen bleiben, aber Sie werden schlafen, nicht mit mir sprechen.“

„Mein Sohn, ich habe seit drei Monaten nicht geschlafen,“ entgegnete Madame Godefroi mit traurigem Lächeln; „ich verbringe die Stunden, die ich einem Gespräche mit Dir widmen will, meist in schmerzlicher Schlaflosigkeit. Diese Nacht also; wir werden allein sein und das, was wir zu sprechen haben, darf Niemand hören.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Ich habe einen Gedanken!) Händel war trotz der himmlischen Musik, die er geschaffen hat, ein recht sinnlicher Mensch, da ihm gutes Essen und Trinken über Alles ging. Einst hatte er ein Duzend Flaschen Champagner zum Geschenke erhalten, hielt aber diese Zahl für zu klein, als daß er sie seinen Freunden vorsetzen könnte, und behielt den vortrefflichen Wein deshalb für seinen Privatgebrauch. Einige Zeit nachher, als mehrere Personen bei ihm speiseten, sehnte er sich nach einem Glase seines Lieblingschampagners, konnte aber nicht gleich einen Vorwand erdenken, der ihm erlaubte, die Gesellschaft zu verlassen. Mit einem Male endlich nahm er eine nachdenkende Stellung an, schlug sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und rief: „da habe ich einen prächtigen Gedanken!“ Die Gesellschaft, welche der Meinung war, er wolle eine neue Idee zu Papiere bringen, sah ihn in stiller Bewunderung aus dem Zimmer gehen. Nach einiger Zeit kam er zurück, bald aber hatte er einen zweiten, dritten und vierten „Gedanken.“ Ein Spasvogel, dem die häufig wiederkehrenden Besuche der heil. Cäcilie verdächtig vorkamen, schlich Händel nach und sah, wie er in ein Zimmerchen ging, eine Champagnerflasche öffnete, ein Glas aus derselben einschenkte und dasselbe schnell hinunterstürzte. Diese Entdeckung stimmte natürlich die Gesellschaft heiter und wenn Jemand im Stillen einer Weinflasche zuspricht, sagt man noch heute in England sprüchwörtlich: „er hat einen Gedanken wie Händel.“

(Ehrlichkeit im Oriente.) Der englische Capitain Conolly, der seine Reise in Asien beschrieben hat, nahm einst aus einem Bade unversehens ein Handtuch mit sich, das ihm nicht gehörte. Als er den Irrthum bemerkte, befahl er seinem persischen Diener, das Tuch zu dem Eigenthümer zurückzutragen, der Mann aber protestirte gegen ein so ungewöhnliches Verfahren und sagte, man würde ihn, wenn er das Tuch zurückbringe, entweder für einen Dieb oder für einen Wahnsinnigen halten. Er empfahl deshalb seinem Herrn, das Handtuch zu behalten, sein Gewissen aber durch ein Gebet für das Wohl-ergehen des rechtmäßigen Eigenthümers zu beschwichtigen.

(Der Klient und der Advokat.) „Ueberreichen Sie Ihre Rechnung dem Beklagten?“ fragte ein Advocat seinen Klienten. — „Das that ich allerdings.“ — „Und was sagte er?“ — „Er sagte, ich möchte damit zum Teufel gehen.“ — „Und was thaten Sie darauf?“ — „Nun, — ich kam zu Ihnen.“

(Die Entdeckung Madeiras.) Unter der Regierung Eduards III., Königs von England, hatte sich ein junger Mann, Robert Melkain, leidenschaftlich in Anna von Arfet, ein Mädchen von großer Schönheit und vornehmer Familie, verliebt. Robert war arm und nicht von Adel und die Familie des Mädchens beschloß, die beiden Liebenden, die einander häufig insge-

heim sahen und sprachen, mit Gewalt zu trennen. Man erhielt von dem Könige Eduard einen Befehl, nach welchem Robert verhaftet und in das Gefängniß gebracht wurde, und der Kerkermeister empfing die Weisung, ihm die Freiheit erst dann wieder zu geben, wenn Anna von Arfet die Gattin eines reichen und mächtigen Lords geworden sein würde, der in der Nähe von Bristol wohnte und für den sie bestimmt war. Die Vermählung wurde endlich vollzogen und Robert erhielt seine Freiheit; sobald er aber das Schicksal seiner Geliebten erfahren hatte, schwur er Rache zu nehmen. Er berief deshalb seine Freunde, theilte ihnen seine Pläne mit und alle begaben sich nach Bristol. Einige Zeit darauf trat Einer derselben in den Dienst des Lords und fand so Gelegenheit, der Dame die Gefühle und Pläne Roberts mitzutheilen. Die Dame billigte Alles und versprach, Alles zu wagen, um aus dem Schlosse ihres Gemahls zu entkommen. Sie wurde deshalb zärtlich gegen ihn und heiter, schläferete seinen Argwohn durch Liebkosungen ein, erhielt endlich die Erlaubniß, früh in der Nähe des Schlosses spazieren zu reiten und wählte zum Begleiter den Freund Roberts. Dieser erwartete sie am Strande und alle Drei traten in ein Boot, das sie auf ein Schiff brachte, auf welchem sich die andern Freunde Roberts befanden und das sogleich nach Frankreich unter Segel ging. Leider verstand Keiner von Allen die Kunst, das Schiff zu lenken und um das Unglück voll zu machen, stellte sich ein heftiger Sturm ein. So waren sie ohne Steuermann und ohne Lebensmittel dem Winde und den Wellen überlassen. Das Meer warf sie dreizehn Tage lang umher. Am vierzehnten erblickten sie Land in der Ferne, nach dem das Schiff vom Winde hingetrieben wurde. Die Liebenden stiegen mit einigen ihrer Freunde an das Ufer und überließen das Schiff den Andern. Mit Verwunderung sahen sie keine Menschen in dem irdischen Paradiese, das sie betreten hatten; die Bäume aber waren mit Früchten überladen und die Vögel und glänzenden Schmetterlinge flohen nicht vor ihnen. Bald gelangten sie auf eine große von Myrtenbäumen umfaßte Wiese, in deren Mitte ein großer Baum stand und eine Quelle rieselte. Hier gefiel es ihnen so wohl, daß sie sich Hütten bauten und einige Tage angenehm verbrachten; aber das Glück war nicht von langer Dauer. Einst in der Nacht brach ein gewaltiger Sturm los, riß das Schiff von seinen Anker und trieb es mit den darauf Besindlichen vor sich her. Die junge Frau erkrankte und starb drei Tage darauf. Robert überlebte sie nicht und wurde neben ihr unter dem Baume begraben.

Die Ueberlebenden bestiegen das Boot, das ihnen geblieben war, und wagten sich darin auf das Meer; aber sie litten Schiffbruch an den Küsten der Berberei und man brachte sie als Sclaven nach Marocco. In dem Sclavengefängniß befand sich auch ein Spanier, Juan de Noiabes, der aufmerksam auf ihre Erzählung hörte und nach seiner Zurückkunft nach Sevilla das Abenteuer dem Portugiesen Gonsalvo erzählte. Dieser merkte sich die Angaben genau und entdeckte in Folge davon am 8. Juni 1420 Madeira, wo er eine kleine Rheebe Melkainshafen nannte,

der heute noch Puerto Machido heißt. Ueber dem Grabe der Liebenden ließ er eine Capelle erbauen. —

(Der Mond.) Die Menschen haben bekanntlich dem Monde immer einen großen Einfluß auf die Schicksale der Sterblichen zugeschrieben, die alten Sachsen namentlich hatten selbst gewisse Regeln zur Ausübung von Geschäften, die nach dem Alter des Monates verschieden lauteten. So wird unter andern mit vollem Vertrauen empfohlen: „wenn der Mond eine Nacht alt ist, so gehe zu dem Könige und bitte ihn um das, was du wünschest, und er wird dir es sicherlich gewähren; gehe aber zu ihm, wenn er satt ist.“

(Ein Abde=el=Kader unter den Römern.) Die Franzosen, denen bekanntlich Abde=el=Kader in Afrika so viel zu schaffen macht, studiren natürlich sehr ämsig der Geschichte ihrer Eroberung an der afrikanischen Geschichte und ihre Journale erzählen jetzt, gleichsam zum Troste, einen Vorfall aus der Römerzeit, der mit ihrer Lage allerdings eine auffallende Aehnlichkeit hat: Im Anfange der Regierung des Tiberius wagte ein Numidier dem römischen Reiche den Krieg zu erklären; er hieß Tacfarinas und war das Haupt eines Volkstammes an der afrikanischen Wüste. Bald riß er ganz Mauritanien (das jetzige Algier) zum Kriege mit sich fort. Er bewaffnete seine besten Krieger nach der Art der Römer und seine Reiterhaaren verbreiteten überall Schrecken und Verwüstung. Furius Camillus rückte gegen ihn; Tacfarinas wurde besiegt und zog sich zurück, aber nur um bald den Krieg zu erneuern. Im nächsten Jahre erschien er plötzlich wieder, siegte, wo er plötzlich hervorbrach, wich aber zurück, sobald man ihn ernstlich angriff. Obgleich oftmals geschlagen, störte er doch die Ruhe immer von Neuem und erschien, wann man es am wenigsten erwartete, mit frischen Streitkräften. Rom sandte eine ansehnliche Truppenmacht gegen ihn ab; man theilte sie in drei Haufen und trieb ihn von Schlucht zu Schlucht. Drei Feldherren erwarben sich Ruhm, aber Tacfarinas verwüstete Afrika trotzdem noch immer.

Nach mehrjährigen Feldzügen, die den Römern viel Blut kosteten, gelang es ihnen endlich, das Lager des Segners zu umzingeln; sie griffen dasselbe an, Tacfarinas wurde besiegt und verlor sogar sein Leben. So endigte der Krieg, der vier Jahre gedauert und das ganze gewaltige römische Reich ermattet hatte.

Generalcorrespondenz.

Der hamburger Brand hat mehreren Zeitungen Gelegenheit gegeben — Böcke zu schießen; so zählte der Messenger in Paris unter den abgebrannten Straßen auch den „Senat“ auf; ein englisches Blatt (Illustrated London News) macht das Spinnhaus in Hamburg zu einem Hôtel und zählt es als „Spinnhauses Hôtel“ unter den abgebrannten Gasthäusern auf; das Beste aber, oder vielmehr das Schlimmste kommt noch. Mehrere deutsche große politische Zeitungen, darunter eine Staatszeitung, führen unter denen, welche für die Verunglückten beisteuerten, Sr. Durchlaucht Gottfried Landgraf

von Hohenstein mit 300 Mark an, ob es gleich in Deutschland nur noch hessische Landgrafen giebt. Wer aber ist diese neue Durchlaucht? — Die bekannte und geachtete — Strumpfwarenhandlung von Gottfried Landgraf in dem sächsischen Städtchen Hohenstein! —

Das Dampfschiff Great Western nahm bei seiner Fahrt zu Ende Mais nach New York nicht weniger als eine Tonne (zwanzig Centner) von den Pillen eines Londoner Quacksalbers mit, wie der Atlas berichtet. —

Welcher grauenvolle Aberglaube zum Theil noch jetzt in England herrscht, hat sich in den letzten Tagen wiederum gezeigt. Eine Frau, die lange krank gewesen war, hielt sich, wie es auch ihre Nachbarn glaubten, für behert. Zu Ende des vorigen Monats erfuhr sie durch eine Freundin, wenn sie einige Tauben erhalten und lebendig verbrennen könne, während sie kein Wort spreche, würde sie den Zauber lösen können, der auf ihr laste. Die Frau verschaffte sich darauf Tauben, band sie paarweise, Rücken an Rücken, mit den Flügeln zusammen, zündete ein großes Feuer an und verschloß und verstopfte die Stube so gut als möglich. Einigen der armen Tauben schnitt sie die Brust auf, damit ihr Herz verbrennen möchte, so lange sie noch lebten. Sechszehn Tauben wurden auf diese grausame Art dem Aberglauben geopfert. —

Nachdem Scribe eine Vernunft-, eine Geldheirath, eine Heirath aus Liebe geschaffen und eine Menge junger Männer auf der Bühne verheirathet hat, fiel es ihm endlich ein, die Sache selbst zu versuchen und er hat sich demnach mit einer jungen schönen Wittwe mit 200,000 Francs verheirathet. Die Veranlassung zu dieser Heirath könnte Scribe recht wohl zu einem hübschen Lustspiele verarbeiten; er hat oft aus einem minder interessanten Stoffe drei Acte zu machen gewußt. Man weiß, daß der fruchtbare Bühnendichter jährlich über 100,000 Francs einnimmt. Dies Geld braucht er nicht ganz und er muß öfters Capitale unterzubringen suchen. Vor einigen Jahren wünschte er denn auch 200,000 Frs. sicher anzulegen und sprach mit seinem Notar darüber, der ihm einen reichen Weinhändler empfahl, welcher die Summe aufnehmen und dagegen eine Besizung von 800,000 Frs. an Werth einsetzen wolle. Freilich hatte die verheirathete Tochter des Weinhändlers bereits eine Summe von 200,000 Frs. darauf geliehen und die erste Hypothek erhalten. Scribe wollte sich mit der zweiten nicht begnügen und es war nicht weiter die Rede davon. Acht Tage darauf erschien bei ihm eine junge Dame, welche in einer besondern Angelegenheit mit ihm zu sprechen wünschte. Diese Dame, welche sogleich einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn machte, war Madame Biolay, die Frau eines Spiritusfabrikanten und Tochter jenes Weinhändlers, der die 200,000 Frs. suchte. Sie sagte, während sie dem Dichter ein von ihr selbst und ihrem Manne unterzeichnetes Papier überreichte: „Sie wollten meinem Vater 200,000 Frs. leihen, verlangten aber die erste Hypothek; ich biete sie Ihnen. Ich und mein Mann wollen, um meinem Vater zu Hilfe zu kommen, unsere Rechte Ihnen abtreten, damit

der Abschluß eines Geschäftes erleichtert werde, das meinen Vater aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit ziehen wird.“ Scribe wurde durch diese kindliche Liebe gerührt und das Geschäft schnell abgemacht. Seitdem ist die Summe pünktlich zur Verfallzeit wieder bezahlt worden und Scribe hatte die Sache vergessen, nicht aber Madame Biolay, die er nicht wieder gesehen. Vor einigen Monaten, als er bei seinem Notar speisete, kam das Gespräch auf jenes Geschäft und Scribe fragte, mit verstellter Gleichgültigkeit, nach der hübschen Frau. Der Notar sagte ihm, daß sie seit zwei Jahren Wittve und nicht abgeneigt sei, sich wieder zu verheirathen. Scribe ersuchte sofort den Notar, der Dame Anträge zu machen, die denn auch so wohl aufgenommen wurden, daß Madame Biolay jetzt Madame Scribe ist. —

In einem neuen franz. Werke über Spanien werden auch die Stiergefechte ausführlich geschildert und wir erfahren daraus, daß in dem Circus das Volk so unbeschränkt herrscht und immer herrschte, daß, als einst Ferdinand VII. nicht einwilligen wollte, Hunde auf einen Stier hegen zu lassen, was das Volk verlangte, die versammelte Menge wie ein Mann sich gegen ihn erhob und ein allgemeines Geschrei entstand: Fuera el rey! Aqui non manda el rey! (hinaus mit dem Könige! Der König hat hier nichts zu befehlen!) Und Ferdinand mußte in diesem Falle wenigstens dem Willen des Volkes sich fügen. — Hunde hegt man gegen den Stier, der fest auf einer Stelle stehen bleibt und nicht kämpfen mag. Er fängt sie dann mit den Hörnern auf und schleudert sie wie Spielbälle in die Luft und um sich her. Wenn es ihnen auch gelingt, sich ihm an die Ohren zu hängen, so schüttelt er sie doch meist bald wieder ab. Die Wuth des Volkes gegen einen solchen Widerspenstigen kennt dann keine Grenzen; man überhäuft ihn mit Schimpfworten, wirft von allen Seiten mit Hüten nach ihm und verlangt, daß man dem Feigen mit Feuer Muth mache. Dies geschieht endlich und man befestigt ihm an den Schweif, an den Hals, an die Beine u. s. w. Feuerwerkstücke; während sich dieselben entzünden, donnern zerplagen und Funken umhersprühen, brüllt das Thier vor Schmerz und macht die seltsamsten Luftsprünge, aber wenn es recht eigensinnig ist, hilft auch dies nichts und es verläßt den Standpunkt nicht, den es einmal gewählt hat. Es wird in diesem Falle Befehl gegeben, den muthlosen Stier umzubringen. Der cachetero geht deshalb von hinten an ihn mit einer Stange, an welcher sich ein scharfes halbmondförmiges Eisen befindet und schneidet ihm das Fesselgelenk durch. So verstümmelt, sucht das arme Thier vergebens sich auf den noch gefunden Beinen im Gleichgewichte zu erhalten; es dreht sich eine Zeitlang im Kreise umher und sinkt endlich nieder, worauf man es erdolcht.

Der berühmteste Picador in unsern Tagen ist jetzt Sevilla und Montos der beste Kämpfer. Der Letztere faßt oft den wüthenden Stier an den beiden Hörnern, stützt den Fuß auf

den Nacken und schwingt sich über das Thier hinweg, was natürlich stets einen Ausbruch des begeistertsten Beifalls veranlaßt. Vor ihm war der berühmteste Yago Ilo, der auf dem Felde der Ehre, nämlich auf den Hörnern des Stieres starb. Sein Tod wurde durch tausend Lieder und durch Kupferstücke gefeiert. —

Wie man von dem colossalreichen Amerikaner Stephen Girard erzählt, der habe nie an Bedürftige Geld geschenkt, sondern immer für seine Gaben Arbeit verlangt und sollte es die seltsamste sein — er ließ z. B. einmal einen Haufen Steine von einem Orte zum andern und dann wieder an die erste Stelle tragen, — so hatte auch, wie ein kürzlich verstorbener Künstler erzählte, Talma die Gewohnheit, für die Unterstützung, die er alten Kunstgenossen gewährte, irgend eine Leistung zu verlangen. Einem gab er z. B. lange Zeit täglich 5 Fres., wofür er ihm broschirte Bücher, unter andern Voltaire's sämtliche Werke, ausschneiden mußte. Talma drang immer darauf, daß dies Geschäft sehr langsam und vorsichtig verrichtet werde, damit kein Blatt beschädigt würde, blos in der Absicht, daß er seine Unterstützung lange geben könnte, weshalb er denn auch oft Haufen alter Broschüren kaufte, die er sämmtlich ausschneiden ließ, natürlich ohne jemals darin zu lesen. —

Ein Franzose, der durch seine Anhänglichkeit an die „gute alte Zeit“ bekannt ist, schildert einen Ball 1789 und einen 1795 und sagt dabei unter anderm: 1789 war der Saal, in welchem die fröhliche Gesellschaft tanzte, mit mattweißem Holze gestäpelt, das vergoldete Arabesken zeigte; eingerahmt von diesen Feldern waren Gobelin-Tapeten, auf denen man Jagd- und Schäferscenen sah. An den Fenstern hingen carmoisinrothe seidene Vorhänge herunter, die zierlich von Rosetten gehalten wurden. Außer dem Kronleuchter mit zahllosen großen Glocken von Bergkrystall, trugen Leuchter an jeder Seite der Spiegel und Candelaber in den Ecken zahlreiche Kerzen. Um ein Uhr nach Mitternacht wurde das Souper aufgetragen; alle Damen nahmen Platz an der Tafel, die Herren standen hinter ihnen und suchten zu errathen, was sie wohl wünschten, rührten aber selbst keinen Teller an, denn dazu waren die Diener in Livré da. Das Souper der Herren folgte später, aber wenige nahmen Theil daran und die, welche sich an die Tafel setzten, blieben nur kurze Zeit da, denn die Damen würden ja sonst haben warten müssen. Die Artigkeit gegen die Damen, gegen Alte und Junge, Häßliche und Schöne, hatte damals den höchsten Grad erreicht und die meisten Herren fragten den Herrn oder die Frau vom Hause, ob sie keine Dame hätten, der sie einen Tänzer zu verschaffen wünschten. Die Folge davon war, daß keine einzige Dame bei einem Balle in jener Zeit sitzen blieb. —